

mitten in der trübsten Zeit dieser an Fragwürdigkeiten so überreichen Welt unvermutet im Gewimmel streifte.

Hiermit also könnte die Geschichte schließen. Nehmen wir an, daß meine Wünsche Wirklichkeiten wurden.

*

Aber das ist das Fatale: sie schließt eben nicht. Und wieder ist der Schauplatz ein Eisenbahnwagen. Aber diesmal ein Speisewagen. Es ist Nachmittag, und an den breiten Scheiben ziehen die dünnbewaldeten, rebengrünen Schieferberge des Rheins vorbei. Zwischen Strom und Berge sind kleine Städtchen geklebt, mit grauen Dächern und alten Wachttürmen und vielen Gasthäusern und vielen Wirtsgärten, von ganz frühen Kirchen überragt. Ruinen und Schlösser auf den Höhen, weithin leuchtend und das Bild beherrschend. Menschenvolle Dampfer auf dem Fluß und viele Frachter, die ihre langen Kohlenlasten rauschend stroman ziehen. Drüben jagt mit schleifender Rauchfahne ein anderer D-Zug am andern Ufer in gleicher Richtung, und aus den Freibädern winken nackte Männer herauf oder Frauen, die weniger nackt sind, aber keineswegs mit der Ueppigkeit ihrer Formen kargen. Und warum sollten sie das auch?! Sie sind durchaus erfreulich. Kurz: der Rhein, der deutsche Rhein, dort, wo er am berühmtesten und besungensten ist. Ich liebe ihn sehr. Er ist entzückend, ganz unique und großartig, wenn man daran vorbeifährt. Man sieht dann nur die Patina und nicht den Firnis, der sehr blank und oft sehr peinlich ist. Aber so an einem schönen Juninachmittag mit blühenden Heckenrosen an den Hängen, mit Schwalbenscharen über dem Wasserspiegel, die paar hundert Kilometer rheinabwärts oder rheinaufwärts fahren, ganz gleich, auf welcher Seite — aber die drüben schätze ich mehr! —, ist so köstlich, daß man sogar selbst den Lukullitäten eines Speisewagens gegenüber ein versöhnlicheres Gemüt bekommt.

Doch, wie ich aufsehe, sitzt mir eine

große Frau gegenüber, ein stattliches Menschenwesen, mit einer grauen Haarsträhne mitten in den dunklen, nußbraunen kurz geschnittenen Haaren, wirklich schon eine graue Strähne, die etwas wirr und zerzaust über den andern flattert, die auch allzulange die Hand eines Friseurs entbehrt zu haben scheinen. Sie sitzt da, ohne etwas zu sehen. Weder die Landschaft draußen noch mich scheint sie irgendwie zu beachten. Sie träumt gedankenlos vor sich hin mit einem Gesicht von einer tiefen Vergrämtheit, wie sie nur jahrelange kleine Sorgen, als Vorboten großer Sorgen, in ein Frauenantlitz hineinmalen können. Nutzloser Kampf mit einer schmutzigen Wohnung, nutzloser Kampf mit verbrauchten Möbeln, nutzloser Kampf mit chronischem Geldmangel, kleine Reibereien des Alltags, Ehemisere, Kinder, die nicht recht gedeihen wollen . . . man kennt diese Gesichter von Frauen; all so etwas teilt sich darin. Die Kleidung noch gut, aber nur „noch gut“. Denn das Reisekleid ist eigentlich kein Reisekleid, sondern ein „gutes“ Kleid. Ist zehnmal wohl umgearbeitet. Die Form ist modern. Die Stickereien aber darauf von vor acht Jahren. Man sieht das auch an den wunden Stellen der teilweise schon vorsichtig ausgezupften Fäden, die verschlissen waren.

Dabei ist doch trotz dieser vorzeitigen grauen Strähne diese Frau ein schöner Mensch, vielleicht sogar unter der geringen Gepflegtheit ein Mensch von ungewöhnlicher Schönheit ehemals, und morgen wieder, wenn man sie vorsichtig aus ihrem Boden jetzt herausnehmen könnte und in andere Erde pflanzen. Der Boden aber ist, das fühlt man, kleine Bürgerlichkeit am Rande des Proletariats. Und das ist der schlechteste Boden, den es gibt. Denn die hat es noch schlechter als jene andern, der Ansprüche wegen, die sie nicht befriedigen kann. Sie hungert lieber, als ein Zimmer weniger zu haben und um ein paar Fetzen auf dem Leib zu tragen, die noch nach etwas aussehen sollen. Sie